

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänse doktor.

11)

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Die Mutter schickte sie natürlich zum Zahnarzt, aber Mariechen weigerte sich, hinzugehen, da es ganz gewiß nur Rheumatismus sei, denn sie habe keinen einzigen hohlen Zahn.

Frau Bettis Kinder hatten alle die gute Eigenschaft, nicht viel Wesens aus ihren Leiden zu machen, wenn sie selber fühlten, daß sie nur vorübergehend waren, und so wurde auch nicht wegen jeder Kleinigkeit der Doktor ins Haus geholt. Wenn Mariechen sagte, es sei nichts, nun, dann war's eben auch nichts, und es würde schon wieder gut werden; also machte sich die Mutter weiter keinen Kummer. Und das mit der Hitze war ja auch richtig; man schließ jetzt tatsächlich schlecht, wenn man auch die Fenster in der Nacht angelüftet offen ließ.

In einer dieser heißen Nächte war es, daß Frau Emma von einem schluchzenden Laut erwachte; sie horchte und nach einer Weile hörte sie ihn abermals. Sie richtete sich im Bette auf und blickte nach dem Fenster hin, da der Ton aus dieser Richtung kam; hell schien der Mond herein und beleuchtete die Gestalt Mariechens, die in ihrem weißen Nachtgewande am Fenster saß, die Ellenbogen auf's Fensterbrett gestützt, die Hände ineinander verschlungen, das Gesicht zum Himmel emporgewandt; von Zeit zu Zeit senkte sie die Stirn auf die Hände und dann erkönte wieder das leise Schluchzen. Eine Weile beobachtete die Frau das junge Mädchen, dann stand sie leise auf, trat ebenso leise hinter die Kleine und legte den Arm um ihre Schultern.

Mariechen schrak zusammen.

„Was ist dir denn, Mini?“ fragte die Tante zärtlich. „Mir ist — ich habe Zahnschmerzen,“ sagte sie verlegen.

Die Tante nahm das Gesichtchen ihrer Nichte in die Hände. „Wegen Zahnweh weint so eine tapfere kleine Maus nicht, das ist nicht wahr; kannst du mir's nicht sagen, Herzerl, was dir fehlt?“

Schon während der Liebkosung der Tante hatten sich die lieben großen Kinderaugen mit Tränen gefüllt und langsam rollten sie jetzt über die Wangen herab; langsam schüttelte Mariechen den Kopf.

„Sehnst du dich nach etwas?“ fragte die Tante.

Mariechen umschlang sie plötzlich. „Nach dem Tode,“ flüsterte sie. Sie sah es nicht, daß die Tante lächelte, aber selbst, wenn sie es gesehen hätte, dies Lächeln hätte sie nicht gekränkt. Es war das milde, gütige, verständnisvolle Lächeln des Wissenden, der einmal Gleiches empfunden.

Die Jugend ist so schnell zum Sterben bereit; sie will keinen Schmerz ertragen und sie weiß keinen anderen Ausweg, ihm zu entgehen, als den Tod. Der Tod allein ist wirksam und poetisch; daß es ein prosaisches Ende für den Schmerz geben könnte, ein Verwinden und Vergessen, das will die Jugend nicht gelten lassen.

Sterben, nur sterben! Das ist die Rettung aus allem. Aus Sterben denkt sich's so leicht, wenn man keine selbstauferlegten Pflichten hat; an die Pflichten gegen die treuesten Menschen, die Eltern, denkt man nicht; man sieht nur den Glorienschein, der sich um das Haupt eines jun-

gen Toten weht. Und das Bewußtsein, daß der- oder diejenige, die uns gekränkt, verzweifelt an unserer Wahre niedersinkt, weil das bittende und versöhnende Wort nicht mehr an unser Ohr gelangen kann, wie süß ist dies Bewußtsein; das ist mit dem Tode nicht zu teuer erlauft.

Daß die Stunde der Verzweiflung sich nicht über ein ganzes Leben hin ausdehnen kann, daß die Asche des Vergessens sich mit der Zeit auch über die glühendsten Gefühle senkt, daß es Saiten gibt, die nicht reizen, sondern nachlassen, wenn man sie spannt, das glaubt die Jugend nicht.

Frau Emma war eine Wissende. Als die Eltern sich gegen ihre Wahl gewehrt, da hatte sie den Tod herbeigesehnt mit aller Kraft, und da er nicht kommen wollte auf ihren Ruf, da hatte sie ihn zwingen wollen. Zu dem Geliebten war sie gegangen und hatte ihn gefragt, ob er mit ihr sterben wolle, sie sei zu allem bereit; da hatte er sie angeschaut mit seinen ernstesten, guten Augen, hatte ihre Hände in die seinen genommen und hatte ruhig gesagt:

„Wenn du schon so weit bist, so geh noch einen Schritt weiter und versuche es, mit mir zu leben! Nicht gemeinsam sterben wollen wir, sondern gemeinsam leben und dem Leben und seiner Härte trohen. Willst du das?“

Sie wollte es, weil er es wollte, obgleich sie nicht begriff, daß das Leben größer sein sollte als das Sterben. Und er hatte Recht gehabt, er kannte das Leben, denn er war ein Kind der Armut gewesen.

Wenn ihr später, als sie ihm gefolgt war und als die Not an sie herantrat, der Gedanke an den Tod kam, da wies sie ihn weit von sich, denn sie wußte, daß es einen gab, der mit ihr stand und fiel, daß sie des liebsten Menschen Halt und Stütze war. Und sie trug das Leben, sie nahm es, wie es kam, und es kam endlich besser und besser und ward dann so schön, so schön. Aber auch das verging, und der erst gerufene und später gefürchtete Tod erschien und riß den geliebten Mann von ihrer Seite. Und als sie mit wilder Klage sich über den Leichnam warf und leidenschaftlich rief: „Nimm mich mit, nimm mich mit!“ — da war es ihr gewesen, als ob der Tote ihr ins Ohr flüsterte: „Bleibe und trage! Auch das geht vorüber — du hast noch Pflichten!“

Sie war geblieben und hatte getragen, sie hatte ihr Kind sich entwickeln sehen und hatte Freude und Leid mit ihm geteilt, ihr Schmerz hatte sich geklärt und ihr war ein neues Leben geworden, ein Leben nicht für sich, sondern für andere.

Das alles ging ihr durch den Kopf, als sie das weinende Mädchen an sich gedrückt hielt, und langsam perlte auch ihr Träne um Träne über die Wangen und fiel in die glänzenden Flechten des Mädchens. Lange hielten die beiden Frauen sich umschlungen, das erwachende Herz und das andere, dem an der Bahre des liebsten Toten der Begriff des Lebens aufgegangen war: das Verstehen und Mitfühlen von allem, was menschlich war.

Frau Emma war nicht wie die meisten, die ihr Glück schwer errungen haben, sie sagte nicht: „Das Glück muß mit Herzblut erlauft werden.“ — sie meinte: „Was man der Jugend gibt, gibt man für immer.“ Und so beugte sie sich zu der Weinenden und fragte leise: „Was tut dir

noch, Wimm! Kann es nur der Tod helfen, nicht vielleicht auch das Leben?

Die Kleine richtete sich auf, wuschte mit der Hand über ihre Augen und schaute dann wieder zum Himmel empor. „Ich will nichts vom Leben, Tante,“ sagte sie traurig. „Das Leben ist so häßlich, da ist alles vergänglich und die Menschen sind so wankelmütig; kein Gefühl ist echt und dauernd. Was kann das Leben denn Gutes bringen? Nichts. Es ist eine Reihe von Enttäuschungen und vielleicht eine immer bitterer als die andere; darum möchte ich sterben.“

„Und kannst du mir's nicht sagen, wer oder was dich so furchtbar enttäuscht hat?“ fragte die Tante.

Mariechen schüttelte heftig den Kopf. „Das kann ich keinem Menschen sagen, dir schon gar nicht, Tante.“

Frau Emma strich ein paarmal liebevoll über das Haar des Mädchens, dann sagte sie ernst: „Liebes Kind, ehe man von Enttäuschungen spricht, die uns andere bereiten, muß man zunächst genau untersuchen, ob man sich nicht selbst einer Täuschung hingibt. Man kann die Worte oder Handlungen eines Menschen ein einziges Mal falsch beurteilen und gräbt sich dann in eine verbitterte und gekränkte Stimmung hinein, die für lange Zeit unser Urtheil trübt und fälscht.“

„Glaubst du das wirklich, Tante?“ fragte Mariechen halb ängstlich, halb hoffnungsvoll.

„Gewiß, mein Kind, ich habe es oft erfahren.“

„Ach, wenn du recht hättest, Tante, ich würde mich so gerne dumm schelten!“ seufzte die Kleine.

„Dazu kommt's gewiß,“ meinte die Tante lächelnd. „Du könntest es eigentlich sofort tun, weil du hier sitzt und weinst, statt zu schlafen!“

„Und ich stehle dir auch noch den Schlaf, du süßes, gutes Tante!“ rief Marie aufrichtig bekümmert.

„Siehst du wohl, du schlimmes Mädel! Also jetzt geh brav ins Bett und schlaf!“

„Gute Nacht, Tante, und bitte, sei nicht böse,“ bat sie und umschlang die Tante innig.

Diese führte sie zu ihrem Lager und wartete, bis die Kleine ruhig in ihren Kissen lag; dann suchte auch sie ihr Bett auf. Horchend lag sie einige Zeit; ein paar tiefe Seufzer hörte sie, dann ein schwaches Flüstern wie ein Nachtgebet und dann die ruhigen Atemzüge der Schlafenden.

„Gott schütze dich, du herziges Kind!“ flüsterte sie nun, aber der Schlaf kam lange noch nicht und sie dachte ernst und tief über vieles nach.

Sie hatte den Schmerz, den die Kleine für so un durchdringlich und geheimnisvoll hielt, schnell erkannt und am Ende all ihres Ueberlegens kam sie dahin, sich selbst zu sagen: „Gleich morgen muß ich ernsthaft mit Gustav reden.“ Als sie bei diesem Entschlusse angelangt war, schlief auch sie ein mit einem weichen, wohligen Gefühl im Herzen und einem süßen Traum von dem wohlgebauten, festgefügtten Lebensglück ihres Sohnes und des reinen, warmführenden Mädchens, in dessen Seele sie heute geschaut hatte.

Es war schon ziemlich spät am Morgen, als sie erwachte; Mariechen hatte längst das Zimmer verlassen, und Frau Emma stand nun schnell auf und machte Toilette, um doch noch mit den Hausgenossen frühstücken zu können. Als sie ins Speisezimmer trat, eilte Mariechen der Tante entgegen und drückte zärtlich deren Hand an ihre Wange; innig umschloß diese das junge Mädchen und erneuerte bei sich selbst das Vorhaben, das sie in der Nacht gefaßt hatte. Gleich nach dem Frühstück gab sie Gustav einen Wink und er folgte ihr in ihr Zimmer.

Als er wieder herunterkam, war sein Gesicht ernst, aber sein Auge leuchtete; sein Blick suchte Mariechen, doch Edith trat ihm entgegen. „Bist du endlich fertig?“ rief sie; „wir warten schon auf dich, die Butterbrote sind gestrichen und eingepackt, und nun kann es losgehen; also nun etwas schnell vorwärts!“

„Ja, wohin denn?“ fragte er geistesabwesend.

„Nach Eberswalde. Wir hatten es uns doch vorgenommen, wenn einmal ein trüber Tage wäre, weil der Weg dorthin so sonnig ist; nun, endlich ist es einmal trübe und so wagen wir es.“

„Trüb! Ist's heute trüb?“ fragte er wieder, und dann, wie zu sich kommend, rief er lustig: „Ach was, trüb

oder nicht, wagen wir's! Entweder wir gehen in der Hitze oder, wenn's regnet, in der Kälte.“

Man hing die Brot- und Botanikerkammern um, nahm — vorsichtshalber — die Regenschirme zur Hand und schickte sich zum Gehen an.

„Adieu, arme kleine Marie,“ rief Edith zurück.

„Warum denn arme Marie?“ fragte Gustav.

„Weil sie zu Hause bleiben muß,“ entgegnete Edith; „die dumme Trine ist heute bei der Wäsche und da muß Bäschen in der Küche helfen; ich habe mich der Tante auch schon angetragen, aber sie will mich nicht.“

Gustav erwiderte nichts, sondern ging mit den andern vorwärts; sie waren kaum eine Viertelstunde gewandert, als er sich vor die Stirn schlug. „Alle Wetter!“ rief er aus, „ich habe ja einen heillos notwendigen Brief zu schreiben! Wie ich nur das habe vergessen können.“ Deswegen mußt du doch nicht zurück; den Postboten erreichst du ja ohnedies nicht mehr,“ meinte Fritz, als er sah, daß Gustav umkehren wollte.

„Das wohl, aber wenn ich vom Ausflug zurückkomme, bin ich müde und habe keine Lust zum Schreiben, also muß es jetzt sein.“

Er verabschiedete sich von den andern und ging zurück; Waldemar ließ ihn ohne Trauer ziehen, Fritz war einen Augenblick unentschlossen, aber da er wußte, daß Gustav doch nur um zu schreiben nach Hause ging, versprach er sich kein Vergnügen und trabte mit den Ausflüglern. Er hatte es nicht zu bereuen, denn Edith jagte die ganze Zeit mit ihm herum, spielte und scherzte mit ihm, so daß Waldemar gar keinen Gewinn von dem Weggange des Betters hatte.

Gustav ging unterdessen heimwärts; der Brief schien in der That große Eile zu haben, denn, der ihn schreiben sollte, schritt sehr rasch aus. Er kam von der Wiesen Seite her und hatte also den Wirtschaftshof zu durchschreiten; mit einemmale blieb er stehen. Dort drüben hatte sich eine Tür geöffnet, die von der Küche in den Geflügelhof führte und eine zierliche Gestalt wurde sichtbar.

Mariechen war es; sie trug einen flachen Korb und ging damit auf den kleinen Schuppen zu, in dem Holz gespalten und andere ähnliche Verrichtungen gemacht wurden. Er veränderte seinen Platz, um in den Schuppen hineinzusehen; Mariechen hatte sich auf einen der Holzbänke gesetzt, die darinnen umherlagen, dann nahm sie eine Ente aus dem Korb, legte sie auf ihren Schoß und begann diese zu rupfen. Sehr rasch ging aber die Sache nicht vonstatten. Das Mädchen blickte häufig zum Himmel empor und ließ die Hände ruhen, und wenn es sich auf die Arbeit besann, dann war es ein so melancholisches Rumpfen, als ob die junge Küchengehilfin weiland Gretchen kopieren wollte, nur daß ein Entenflügel die Stelle des Gänseflügelchens vertrat. Als aber gar der weiße Schürzenzipfel dazu benutzt wurde, hin und wieder die lieben blauen Augen zu trocknen, da hielt es Gustav nicht länger in seinem Versteck, rasch eilte er über den Hof und stand plötzlich vor Mariechen.

Erschrocken und doch sichtlich angenehm berührt, sah sie zu ihm auf. „Du kommst zurück, Gustav?“

„Ja, mir ist unterwegs eingefallen, daß ich einen wichtigen Brief zu schreiben habe.“

„Ach so,“ sagte sie mit gemachter Gleichgültigkeit; „das ist dir wohl sehr unangenehm.“

„Na ja, Briefe schreibt kein Mensch gern,“ meinte er; dabei rückte er einen Holzbloß her und setzte sich neben das Mädchen. Als sie nichts sagte, fuhr er fort:

„Der Mensch tut manches, was er nicht gern tut, weil er eben muß; rupfst du sehr gerne Enten?“

„Ganz und gar nicht, um so weniger, wenn man die lieben Tierchen hat aufwachsen sehen, sie gepflegt hat und sie gewonnen; wir Menschen sind sehr grausam.“

Dabei fuhr der Schürzenzipfel wieder über die Augen.

„Ja, das sind wir,“ bestätigte Gustav ernsthaft; als sie nichts erwiderte, sagte er: „Du, Mimi, ich werde dir rupfen helfen, gib mir deine Lieblingsente, ich will sie mit Gefühl rupfen.“

Sie sah ihn mißtrauisch an, da aber sein Gesicht ernst blieb, sagte sie nur: „Du hast ja deinen guten Anzug an, du könntest dich beschmutzen.“

„Du könntest mir ja deine Schürze leihen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Spekulation.

Von Wily Weber.

(Nachdruck verboten.)

Das war schon eine rechte Kunst in diesem Jahre: nachdem es keinen Winter gegeben hatte, war der Frühling gekommen! Und nicht etwa mit „Sausen und Brausen“, — o nein, ganz zahm und vorsichtig, wie sich's für einen wohlherzogenen Frühling Ausgangs des Jahrhunderts geziemte. Einfach langweilig war dieser Uebergang vom Winter zum Sommer: keine Schneeschmelze, kein Eisgang, kein Hochwasser, kein Frühjahrsgewitter, — nichts, rein gar nichts, was einen Menschen erfreuen konnte. Nicht mal den Holzleg beim Kreischam, der einer gebelagten Tradition zufolge Jahr für Jahr im Nachbardorfe bretteweise zusammengeführt werden mußte, hatte das Wasser fortzuschwemmen vermocht. . . . „'s ist ein Elend,“ hatte der Zimmermann-Andres ausgerufen, als der Steg gar nicht einmal ins Bauen geriet.

„'s ist ein Elend,“ so kante es durch das ganze Hinterland, dessen Bewohner auf einen harten Strauß mit dem Winter eingerichtet waren und denen sonst der Einzug des Frühlings der Befreiung aus einem Gefängnis gleich gekommen war. Diesmal war aber reinzu alles auf den Kopf gestellt: sie hatten von dem Winter-Gefängnis nichts gespürt, und als ihnen die ersten Zeichen die angebliche Befreiung aus des Eises Banden ankündigten, schnitten sie griesgrämige Gesichter und knurrten den Frühlingsboten zu: „Seht's euch mit der Singerei keine weitere Mühe, wir wissen die G'schicht eh' schon.“

„'s ist ein Elend,“ knurrte auch der Bartstein-Nikol, der in seinen hohen Stiefeln auf dem Hofe umherstolzte und vergeblich eine Pfütze suchte, in die er etwa hinein-tarfen konnte. Aber der Hof war glatt wie der Tanzboden im Erbgericht. Da schlich Nikol hinten herum zum Bache. Ach, ein richtiger Bach war das schon gar nicht mehr, das war nur noch ein Bässchen, das trübe dahinfloß, wie Sump aus des Krämers Blechanne. Und neben dem Bach lagen die Stämme hoch aufgeschichtet: Holz, Bruchholz, ferngesund und von keiner Made angegangen! Hätte es das übliche Hochwasser gegeben, — spielend hätte das den Vorrat mit hinunter genommen weit ins Vorderland, wo man noch hohe Preise erzielen konnte. Aber so . . . „'s ist ein Elend,“ seufzte Nikol nochmals, kante sich hinter dem rechten Ohr und spazierte nach der Gefindefuthe zurück. Hier setzte er sich auf die Fensterbank, sah sein Holz an und überlegte sich die Sache zum hundertsten Male.

Also das mit dem Holz war so: Nikol Bartstein sah auf schuldenfrei ererbtem Besitz. Das genügte ihm vollkommen, einen weiteren Ehrgeiz besaß er nicht. Die Hinterländer standen so wie so in dem Rufe, jeder geistigen Anstrengung tunlichst aus dem Wege zu gehen, — sollte er, Nikol Bartstein, mit dieser alten, guten Ueberlieferung brechen? Das fiel ihm schon im Traume nicht ein! Freilich, auf den Hof gehörte eine Bäuerin, allein konnte er auf die Dauer nicht weiter wirtschaften. Er wußte auch schon eins, die so ganz nach seinem Gusto war, — aber . . . aber . . . Der alte Greininger war der beste Bruder nicht und behütete seine Lene wie seinen Augapfel.

Ueberhaupt dieser alte Greininger —! Eigentlich waren die Bartsteins und die Greininger's Todfeinde, denn die beiderseitigen Urgroßväter hatten ein halbes Menschenalter hindurch prozessiert um das Wasserrecht des Dorfbaches, und als sich endlich herausgestellt hatte, daß dieses Recht ausschließlich der Gemeinde zustände, waren die Prozeßhansl alle beide dem Ruin nahe. Während aber die Bartsteins auf das Prozessieren, die Gerichte, die Advokaten weidlich tobten und schimpften, verhielten sich die Greininger's mäusehinstill und arbeiteten fleißig, um die Scharie wieder auszuweken. Das gelang ihnen auch, denn schon der Vater des alten Greininger hatte es fertig gebracht, das Wasserrecht abzulösen, indem er der Gemeinde einen gehörigen Baßen dafür bezahlte. So kam es denn, daß selbst im Sommer die Greininger-Mühlen lustig klapperten, während beim Bartstein das Getriebe still stand: Greininger hatte ein Jahr das Wasser abgesperrt, er brauchte es für sich, und die Bartsteins konnten zusehen, wo sie blieben.

So war es gekommen, daß die Bauern-Dynastie Greininger ihre Gegner aus dem Felde geschlagen hatte und heute im ganzen Hinterlande den ersten Ton angeben

konnte. Und der alte Greininger war ein Mann, der die Welt packte. Er hielt nichts von Traditionen, sondern schritt rüstig mit der Zeit fort. Ja, er machte sich lustig über die Hilflosigkeit der Hinterländer, die unausgeseht über schlechte Zeiten und schlechte Geschäfte jammerten, während sie doch keinen Finger rührten, um ihre Lage zu verbessern.

Als eines Herbstabends im „Erbgericht“ wieder die allgemeine Notstandsdebatte eröffnet worden war, meinte der alte Greininger, indem er mit scharfem Blick den Nikol Bartstein streifte: „Zum Frühjahr wär' schon ein Geschäft zu machen. Drunten in der Stadt wird 'ne Kirche gebaut, eine Kaserne wird auch angefangen und Privathäuser kommen auch hinzu. Da wird Bauholz gebraucht, Holz — kernfest und wetterhart —, wie wir es nur im Hinterland noch aufreiben können. Wer da Courage hat, im Herbst einen Posten anzukaufen . . .“ und wieder traf ein ermutigender Blick den Nikol. Der schob seine Mühe von einem Ohr zum andern und blies dicke Wolken aus seiner kurzen Pfeife. Eigentlich leuchtete ihm das mit dem Holzkauf ein: hier oben und noch weiter hinten im Gebirge kriegte er die schönsten Stämme, gewachsen wie die Kerzen, für ein Spottgeld, — der Transport war auch nicht teuer: im Vorwinter per Schlitten, im Frühjahr per Hochwasser. . . . Aber freilich, eine Spekulation blies's doch, und er hatte dabei so viel zu denken, zu rechnen, zu schreiben, — für einen echten und rechten Bartstein war das doch eigentlich nichts.

Am anderen Morgen war er in seinem Entschlusse schon wieder wankend geworden, und als er nach der Gerstenaussaat hinüber schritt, dachte er: Mag das Holzgeschäft machen wer Lust hat, Nikol Bartstein läßt die Hände davon. Als er um die Ecke bog, stand plötzlich Lene Greininger vor ihm, — die Wangen gerötet von eiligem Lauf, das Blondhaar kraus um die Stirne hängend, die Augen forschend in sein Gesicht geheftet. „Guten Morgen, Nikol,“ meinte sie und reichte ihm die Hand, „ich sehe, du willst hinaus zum Holzverstrich. Da läßt dir Vater sagen, du sollst dir die erste Schnitzblache nicht entgehen lassen, die halte die besten Hölzer. Also leb' wohl, mach' deine Sache gut,“ — noch ein Händedruck und fort war sie.

Nikol schaute ihr verdutzt nach: also hatte der Alte die Holzgeschichte seiner Tochter erzählt; vielleicht hatte die auch nur zufällig davon gehört. Was aber um alles in der Welt hatte sich Lene hierum zu kümmern? Er machte unwillkürlich lehr und schlug den Weg nach der Schnitzblache ein.

Als er nachmittags nach Haus kam, war er Besitzer des gesamten Holzes, das zum Verstrich gekommen war. Und Tag um Tag kam neues hinzu, sodas zu Beginn des Winters, als alles angefahren war, jedes freie Plätzchen hinter dem Hause mit Holzstämmen dicht besetzt war.

Und nun war die Karre schief gegangen: kein Winter, keine Schneeschmelze, kein Hochwasser. Nikol sah noch immer auf der Fensterbank, sah die prachtvollen Stämme an und überlegte sich die Sache zum hundertundersten Male.

— — — Frühlingssonntag! Mürrisch strich Nikol um seine Hölzer herum, auf denen die Sonnenstrahlen so eindringlich ruhten, daß bald hier, bald dort die Rinden sprangen und ein würziger Harzgeruch in die Höhe flog. Nikol hatte sich schließlich genug geärgert, er drehte den Hölzern den Rücken und schlenderte die Dorfstraße entlang. Da fiel es ihm ein, daß er hier unerschöpflich an den Kirchenbesuchern begegnen müsse, und deshalb betrat er schnell den Fußweg, der nach der Stadt führte. Hier war er wenigstens allein und brauchte nicht jedem dummen Kerl guten Tag und guten Weg zu sagen. Ein halbes Stündchen mochte er so gegangen sein, da machte er unter einer Eiche Halt. Es war ihm warm geworden, er wischte sich den Schweiß von der Stirn und blickte nach dem Dorfe. Ein leichter Wind verteilte die blauen Rauchwolken, die über den Häusern schwebten, die Sonne gleitete über die Schieferdächer, die feuchte Wiese mit den gelben Butterblumen schien sich unter dem Einfluß der wärmenden Strahlen zu heben und zu senken, — na, so ganz schlimm war es mit diesem Frühling doch nicht bestellt!

„Ach, Nikol!“ ertönte es da neben ihm, „was führt denn dich hierher? Bist du mir entgegengekommen? Das ist aber nett von dir! Ein herrlicher Tag heute, — sieh nur, wie das flirrt und glitzert. Prachtvoll, — was?

... und ohne Umstände schon jene Greininger ihren Arm unter den des ganz verblüfft dastehenden Nikol Bartstein.

Ein häßliches Paar, als es so dahinschritt, — ein stattliches Paar.

„Uebrigens, damit ich's nicht vergesse,“ begann die Lene von neuem, „heut' nachmittag läßt dich Vater zu einem Besuch einladen, — komm' nur so um vier Uhr, das ist unsere Kaffeezeit.“

„Zu einem Besuch?“ staunte Nikol. „Was, — was soll ich denn? Weßwegen ist's denn?“

„Ach,“ machte Lene leichtthin, „wahrscheinlich wegen der Hölzer.“

„So, so, wegen der Hölzer,“ wiederholte Nikol und sah gedankenlos in den blauen Himmel.

An der Dorfstraße trennten sie sich. „Also um vier,“ machte Lene. Nikol machte eine zustimmende Bewegung, dann wandte er sich zum Gehen. „Nu, Nikol, noch einen Augenblick,“ hielt ihn Lene zurück, „nu sag' mir aber mal aufrichtig: kommst du wirklich nur wegen der Hölzer?“

Nikol Bartstein wurde rot wie ein Puter, — ehe er aber mit seiner Antwort fertig war, war Lene längst aus seinem Gesichtskreis verschwunden. — — —

Die Dynastie Greininger saß beim Kaffee, als Nikol etrat.

„u Tag, Herr Greininger,“ stotterte er.

„u Tag, Herr Bartstein,“ antwortete der Alte, „Sie wünschen...?“

„Ich komme wegen der Hölzer,“ pläzte der arme Nikol heraus.

„Ach so, wegen der Hölzer,“ wunderte sich Herr Greininger, „nun, die werden Ihnen keine Sorgen mehr machen. Ich habe stauen lassen; wenn ich morgen die Schleusen ziehe und sperre meine Mühlen ab, so strömt das Wasser in Ihren Bach und führt Ihnen die Hölzer zu Tal... dort erwartet Sie der Zimmermeister schon.“

Nikol staunte. „Ja,“ fuhr der Alte fort, „wir können von jetzt ab ruhig Hand in Hand arbeiten, dann wird's schon gehen.“

Eine lange Pause! Lene hantlierte geräuschvoll mit dem Kaffeegeschirr.

„Also das mit den Hölzern,“ stotterte Nikol, „ist gut, sehr gut. Aber ich kam nicht nur wegen der Hölzer... ich wollte, — ich meinte, — wenn Fräulein Helene und ich... Hand in Hand... arbeiten —“ der Ärmste gluckste, als ob ihm einer seiner schönsten Baumstämme in die unrechte Kehle gekommen sei.

„Komm her, Nikol,“ lud ihn Fräulein Helene ein, „trink' eine Tasse Kaffee mit, die wird dich beruhigen. Du weißt, ich hab' dich gern,“ flüsterte sie ihm ins Ohr, „und Vater hält viel von deinem Spekulationsstalent. Gibt es noch etwas, was dein Herz bedrückt?“

„Kein,“ antwortete Nikol, glückselig lächelnd, „die Hölzer sind ja fort...!“

Scherz und Ernst

— Der Mann im Mond ist bei den Kamma in Westphalia eine berühmte Persönlichkeit und wird namentlich als vorzüglicher Arzt hochgeschätzt. Er erfreut sich des Namens Jlogo. Wenn eine hochgestellte Person krank ist, versammeln sich zur Zeit des Vollmondes die Weiber vor dem Hause des Patienten, stellen sich im Kreise auf und fügen nach schauerlicher Melodie das schöne Lied:

„Jlogo, wir bitten dich!“

Sag' uns, wer hat den R. R. beschrien?

Jlogo, wir bitten dich!

Sag' uns, was hilft ihm für Mediz'n?

Dein sind die Bäume in den Wäldern,

Dein die Kräuter auf den Feldern,

Dein alle Wasser in den Flüssen,

Du wirfst ein Mittel für ihn wissen!

Und jetzt auf diesen Feind sein,
stürze ihn mit Mondenschein!
Hilf unserm R. R. vor dem Tod!
O Jlogo! O Mond, o Mond!“

Sie machen dabei, um die Aufmerksamkeit des vielbeschäftigten, weit entfernt wohnenden geizigen Herrn auf sich zu lenken, den größtmöglichen Spektakel, wobei ihnen die Männer mit Trommeln und durch Abschießen von Feueergewehren getreulich helfen. Dann setzt sich ein nervenreizbares, kränkliches Weib, das aber eben deshalb, in den Ruf einer Prophetin gekommen ist, in den Kreis, sieht unverwandt in die leuchtende Mondscheibe und regt sich durch Singen und wahrscheinlich auch durch geistige Vorstellungen so auf, daß es schließlich Krämpfe bekommt und in eine Ohnmacht fällt. Jetzt, heißt es, ist ihr Geist zu Jlogo gegangen und spricht mit ihm. Die Versammlung setzt das Singen fort. Die Worte der Verse wiederholen sich mit wenigen Veränderungen. Schließlich kommt aber die Sonnambule wieder zu sich. Sie steht natürlich sehr angegriffen aus und erzählt der lauschenden Menge, sie sei währenddessen bei Jlogo gewesen, habe ihm die Sache vorgestellt und von ihm ein gewisses Kraut erhalten, dessen Saft dem Patienten helfen werde. Wie es nun auch anderwärts mitunter vorkommt, daß die Patienten trotz der Medicinen wieder gesund werden, so kommt auch hier nach eingenommenem Zauberkraut ein Kranker bisweilen wieder auf die Beine und kann beim nächsten Vollmond dem Jlogo seinen Dank persönlich abstaten.

— Instruktion für ein Ratskollegium. Friedrich Wilhelm I., dessen großes organisatorisches Talent die Grundlage zu der „strammen“ Verwaltung legte, durch welche Preußen schon damals im In- und Auslande sich Ansehen und Macht verschaffte, arbeitete die Instruktionen für die oberen Behörden größtenteils selbständig aus, und zwar bis ins kleinste Detail. So auch die Instruktionen für das Generaldirektorium, dessen Sitzungen um sieben, im Winter um acht Uhr früh beginnen sollten. Es heißt darin wörtlich: „Können die membra (Mitglieder) mit allen Affären, so daß auch nicht ein Zettel übrig bleibt, in einer Stunde fertig werden, so steht ihnen frei, auseinanderzugehen. Können sie aber des Vormittags nicht fertig werden, so müssen sie sans interruption bis auf den Abend um 6 Uhr, oder bis sie alle Affären abgetan, beisammen bleiben. Dauert die Sitzung bis nach 12 Uhr, so soll der Staatsminister von Brink vier gute Gerichte Essen aus Unserer Küche nebst nötigem Wein und Bier aus Unserem Keller oben bringen lassen, damit die Halbscheid der anwesenden Chefs und membrorum essen, die andere Halbscheid aber arbeiten, und nachgehends die, so indessen, daß die anderen gespeiset, ihre Arbeit verrichtet haben, sodann gleichfalls essen und die übrigen hinweggehen können, alsdann Unser Dienst rechtschaffen, fleißig und getreulich wird befördert werden.“ Weiter heißt es: „Welcher Minister oder Rat eine Stunde zu spät in die Sitzung kommt, der soll hundert Dukaten Strafe erlegen; wer ohne königliche Erlaubnis und ohne durch Krankheit verhindert zu sein, sie versäumt, sein halbjähriges Gehalt verlieren; wer aber zum anderen Male ohne unsere Permission oder Krankheit ausbleibt, der soll cum infamia kassiert werden, denn Wir ihn davor bezahlen, daß er arbeiten soll.“

— Die Brotarten bei Hofe. Es entspricht dem Willen der höchsten Stellen, daß auch für sie die Vorschriften der Brotmarken als maßgebend angesehen werden, da man sich dieselben Einschränkungen auferlegen will, wie sie bei der ganzen Bevölkerung unterschiedslos bestehen. Auch die Formalitäten sind von den Hofhaltungen genau so erfüllt worden, wie bei den Haushaltungsvorständen, und die auf die Karten oder Ausweise erhältliche Menge ist nach Kopfbzahl angegeben.

— Aus dem naturgeschichtlichen Unterricht. Lehrer: Na, Frisch, hast du dir gemerkt, wie viel Zähne ein vollständig ausgewachsener Hund hat? — Schüler: Ja. — Lehrer: Nun, so sag' es einmal! — Schüler: Das ganze Maul voll.